

Laboratorien für die Moderne? Die deutschen Kolonien als Versuchsfeld einer urbanen und gesellschaftlichen Neugestaltung

Timo Heiler

Institut für Geschichtswissenschaften, Humboldt-Universität zu Berlin, E-Mail: Timo_Heiler@web.de

Abstract

The article investigates the German 19th-century colonialism and in its wake, the attempts to create new social spaces in the colonies; spaces where concepts of an utopian character were tested. Related to it, the reactions of the local cultures are looked at, alongside with the vista of the colonizing culture upon them.

Keywords: German colonialis, colonial utopia, vista upon other cultures

Manuscript received 31 August 2010, revised 1 September 2010, accepted 16 September 2010

Copyright note: This is an open access article distributed under the Creative Commons Attribution License, which permits unrestricted use, distribution, and reproduction in any medium, provided that the original work is properly cited.

Konjunkturen des kolonialen Interesses oder welche Art der Kolonialgeschichte?

Die koloniale Vergangenheit ist trotz der global weitgehend abgeschlossenen Unabhängigkeitsbewegung wieder verstärkt in das Zentrum geschichtswissenschaftlicher Untersuchungen geraten. Zu unübersichtlich und belastend erscheint das folgenreiche Vermächtnis, welches die Kolonialreiche hinterlassen haben und nunmehr auch in den heimischen Metropolen Niederschlag gefunden hat. Nicht zuletzt dessen werden diese Streitfragen des kulturellen Erbens seit einiger Zeit in den zahlreichen aktuellen politischen Konflikten häufig weiterverhandelt;¹ von den Diskussionen über Kopftuchverbote in deutschen und französischen Schulen über die Entschuldigungen für die Sklaverei in Großbritannien bis hin zu den Debatten über niederländische „Exzesse“ in Indonesien: Die Erinnerung an die koloniale Epoche ist scheinbar ständig präsent. Diese mediale und politische Präsenz der kolonialen Erfahrung ist nach den Worten des Berliner Historikers Sebastian Conrad vor allem ein Effekt des gegenwärtigen Globalisierungsprozesses und der damit ver-

bundenen Verschmelzung von Räumen, welcher in spezifischer Weise die Frage nach den Zusammenhängen zwischen der kolonialen Ordnung der Welt und der heutigen globalen Integration hervorgebracht hat.²

In diesem Sinne erfährt auch die deutsche Kolonialgeschichte wieder vermehrte Aufmerksamkeit. Akademischer Ausdruck dieser neuen Sichtweise ist die breite Rezeption postkolonialer Ansätze, welche die Bedeutung kolonialer Diskurse, aber auch die Wechselwirkungen der kolonialen Bewegung in den Vordergrund gerückt haben und erstmals durch den amerikanischen Literaturkritiker Edward Said (1935-2003) und dessen Kritik an der eurozentrischen Sichtweise auf den Orient in den Fokus der Forschung eintraten.³ Innerhalb dieser Studien wurde dabei in besonderem Maße der Kolonialismus hinsichtlich seiner Rückkoppelungseffekte auf den europäischen Kontinent untersucht und darin die wenig waghalsig anklingende These formuliert, dass der Kolonialismus nicht nur in Übersee, sondern auch in Europa enorme und weitreichende Spuren hinterlassen hat. Diese Sichtweise ist ein sehr mo-

¹ Sebastian Conrad, *Deutsche Kolonialgeschichte*, München 2008, 7.

² Conrad, *Kolonialgeschichte* (wie Anm. 1), 8.

³ Edward Said, *Orientalismus*, Frankfurt am Main 1979.

deres Phänomen des Erkenntnisgewinns, vor allem für die deutsche Geistes- und Sozialwissenschaften. Im historischen Rückblick wird deutlich, wie sehr sich seit dem formalen Ende des deutschen Kolonialreiches 1919 die Forschungsschwerpunkte verschoben haben. Dabei lassen sich mehrere Phasen ausmachen, die in den jeweiligen Anliegen und Fragen, aber auch in den methodischen Zugriffen grundlegend differieren. Etwas vereinfacht kann festgehalten werden, dass hierbei drei Stoßrichtungen unterschieden werden können.

Lange Zeit dominierte in der Geschichtsschreibung eine Perspektive, welche die breitangelegten und vielschichtigen kolonialen Kontakte nur innerhalb des Paradigmas von Einfluss und Diffusion interpretiert hatte, sodass in dieser Hinsicht die europäische Expansion als eine irreversible Veränderung der indigenen Gesellschaften gedeutet wurde. Ganz dieser Linie verhaftet waren daher nach dem Verlust der Kolonien für das Deutsche Reich die meisten Publikationen der Historiker und Kolonialveteranen um Heinrich Schnee (1871-1949)⁴ und Paul von Lettow-Vorbeck (1870-1964)⁵ darum bemüht, den alliierten Vorwurf der gewalttätigen und unzivilisierten Herrschaft zu widerlegen, um gar die Zwillingslegende von „Dolchstoß“ und „Kriegsschuldflüge“ um die „Kolonialschuldflüge“ erweitern zu können. In den vielzähligen Werken, nicht zuletzt in dem von der Reichsregierung herausgegebenen „Weißbuch“, wurden dementsprechend die positiven Veränderungen wie die „Hebung der Schwarzen“ durch die Kulturmissionen, sowie die vorangetriebene soziale, ökonomische und politische „Modernisierung“ der Kolonien hervorgehoben. Erzählungen über die Anhänglichkeit der Kolonialbevölkerung an die ehemaligen deutschen Herren und die Treue der Askaris bildeten darin nur einen kleinen Ausschnitt jener Utopie, mit der die Bevölkerung ihre Vorstellungen mit den Kolonien verband.

Zu einer kritischen Bewertung der kolonialen Epoche kam es in Deutschland dagegen erst seit den späten 1960er Jahren im Zuge der einsetzenden Anti-Imperialismusbewegung, in der nun negative Veränderungen, wie etwa die Kolonialkriege, kriti-

sche Beleuchtung fanden. Während die deutsche Forschung der 1970er Jahre ein deutliches Schwergewicht auf sozialgeschichtliche Fragen á la Hans-Ulrich Wehler legte und dabei verstärkt nach sozial-imperialistischen Strukturen der charismatischen Herrschaft Bismarcks fragte, sowie darüber hinaus am Beispiel der Kolonialpolitik soziale Konflikte und Antagonismen der Wilhelminischen Gesellschaft diskutierte, wurde in letzter Instanz nicht der Fokus auf die Wechselbeziehungen mit Togo oder Kamerun gerichtet.⁶

Dies hatte dazu geführt, dass sich weder die revisionistische noch die kritisch-sozialgeschichtliche Herangehensweise von dem engstirnigen Verhältnis von Macht, Gewalt und Widerstand als die herausragenden Merkmale der Kolonialherrschaft lösen konnte.

Dagegen haben sich die jüngeren Studien, wie von der Hamburger Historikerin Birthe Kundrus, vor allem von kulturgeschichtlichen Ansätzen inspirieren lassen, welche die Wechselwirkungen des vielfältigen ökonomischen, sozio-politischen und gesellschaftlichen Austauschprozesses von Metropole und Kolonie in den Mittelpunkt ihrer Arbeiten stellen. Damit folgte die Deutung der kolonialen Epoche in methodischer Hinsicht erneut dem Paradigmenwechsel der Geschichtswissenschaft insgesamt.

Zu den innovativsten Anregungen, welche diese sogenannten *postcolonial studies* hervorgebracht haben, zählen zweifellos die Erkenntnisse um die zusammenhängende Geschichte von Kolonialherren und Kolonisierten.⁷ Dies mag augenscheinlich zunächst einmal trivial erscheinen. Doch das einseitige Verständnis von Machtausübung und Unterdrückung ist nunmehr durch die Untersuchungen der *postcolonial studies* inzwischen einer Perspektive gewichen, welche die europäische Geschichte und die Kolonialgeschichte nicht mehr als getrennte Entitäten betrachtet, sondern den zahlreichen Verflechtungen und Integrationsprozessen innerhalb der Kolonialherrschaft eine konstitutive Rolle beimisst. Diese kulturgeschichtlichen Ansätze haben im

⁴ Heinrich Schnee, Deutschlands koloniale Forderung, Berlin 1937. Ferner: Heinrich Schnee, Die koloniale Schuldflüge, Berlin 1924.

⁵ Paul von Lettow-Vorbeck, Heia Safari. Deutschlands Kampf in Ostafrika, Leipzig 1924.

⁶ Vgl. dazu: Hans-Ulrich Wehler, Bismarck und der Imperialismus, Köln 1969. Ferner: Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte München 1989.

⁷ María do Mar Castro Varela, Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung, Bielefeld 2005, 23.

Wesentlichen dazu beigetragen, den kolonialen Raum samt der dazugehörigen Kultur der „Eingeborenen“, sowie die facettenreiche Wirklichkeit kolonialer Erfahrung zu rekonstruieren und sich von der schematischen Gegenüberstellung der Diffusion zu befreien. Sie haben allerdings auch Kritik hervorgerufen, bei der davor gewarnt wird, strukturelle Faktoren und Interessen aus dem Blick zu verlieren. Diese Gefahr scheint besonders bei Arbeiten zu bestehen, welche stark von den *cultural studies* und den Literaturwissenschaften geprägt sind. Untersuchungen zur Kolonialgeschichte dürfen sich jedoch nicht der Aufgabe entziehen, ihre kulturgeschichtlichen Analysen in die politischen und ökonomischen Strukturen der Zeit einzubetten.

Unter diesen Voraussetzungen ist in den letzten Jahren zunehmend danach gefragt worden, welche sozialgeschichtlichen Rückwirkungen die koloniale Erfahrung auf die heimischen Metropolen gehabt hat.⁸ Und im Speziellen gilt es hier der Frage nachzugehen: Hat die deutsche Präsenz in Übersee auch auf das Kaiserreich selbst Einfluss ausgeübt? Welche Austauschprozesse lassen sich manifestieren und welche sozio-kulturellen und ökonomischen Perspektiven verbanden Reichsspitze wie auch das Wilhelminische Bürgertum mit den überseeischen Gebieten im Sinne einer „Modernisierung der Gesellschaft“? War unter diesen Gesichtspunkten die deutsche Bevölkerung eine integrierende Gemeinschaft, als sie nach der territorialen Erweiterung mit neuen „Untertanen“ konfrontiert wurde? Auch für diese Überlegungen erscheinen die Anregungen der *postcolonial studies* als Ausgangspunkt nützlich zu sein, und hier im Besonderen die metaphorische Rede von den Kolonien als Laboratorien moderner Gesellschaften.

Ein „Utopia“ in den Kolonien? Die Transformation von Werten und Normen nach Übersee

In vielfacher Hinsicht stellten die Kolonien für die europäische Bürokratie ein Experimentierfeld dar, das zur Erprobung großangelegter Eingriffe und gesellschaftlicher Reformen diente.⁹ Die überseeischen Gebiete erschienen daher quasi als tabula rasa, als idealer Ort um soziale Interventionen zu realisie-

ren, und dies gerade auch in Fällen, bei denen in Europa der Widerstand gegen weitreichende Eingriffe unüberwindbar schien, vor allem, wie es noch zu zeigen gilt, in den Bereichen der Städteplanung, der Geschlechterordnung und der Eugenik. Hinter diesem Ansatz steht freilich die Hypothese, dass die Entwicklung der europäischen Moderne nicht abgekoppelt von den Strukturen imperialer Weltbemächtigung verstanden werden kann, sozusagen als eine Art „koloniale Moderne“.

Selbst wenn sich der Sozialwissenschaftler und Historiker von einem solch umfassenden Erklärungsmuster abstrahiert, so bleibt diese Perspektive auch oder gerade deshalb für das Verständnis über das Wilhelminische Deutschland aufschlussreich. Darauf hat besonders Birthe Kundrus mit ihrer Arbeit „Moderne Imperialisten. Das deutsche Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien“ verstärkt hingewiesen. Denn auch von offizieller und politischer Seite aus, so ließt man darin, galten die Kolonien, ähnlich wie auch das Reichsland Elsaß-Lothringen oder die Institutionen des Marineministeriums, die jeweils direkt dem Reich unterstellt waren, als privilegierte Versuchsfelder gesellschaftlicher Reformen.¹⁰ Noch im Jahre 1940 hieß es in der Zeitschrift „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft“, einst herausgegeben vom Ökonom Gustav von Schmoller (1848-1917), gerade in den Kolonien habe man den Vorteil, dass man

„von vorne anfangen kann, ungehindert von Traditionen vergangener Zeiten, wie sie im Mutterlande bestehen. Das kann für große Organisationen in der Verwaltung des Kolonialreiches ein großartiges Wirkungsfeld eröffnen.“¹¹

In dieser Hinsicht war die chinesische Kolonie in Kiautschou tatsächlich eine Art „Musterkolonie“, wie sie schon von Zeitgenossen betitelt wurde, in der eine militärische Gesellschaftsutopie in die Praxis umgesetzt werden sollte, um dadurch auch Anstöße für eine Reformpolitik im deutschen Kaiserreich zu geben. Im Unterschied zu den anderen deutschen Kolonien, die zunächst von einer Abteilung im Auswärtigen Amt und seit 1907 vom Reichskolonialamt verwaltet wurden, unterstand Kiautschou direkt dem Marineministerium. Die Marine propagierte „ihre“ Kolonie als Modell kolonialer Entwicklung und

⁸ Vgl. dazu: Birthe Kundrus, *Moderne Imperialisten. Das deutsche Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien*, Köln 2003, 22.

⁹ Conrad, *Kolonialgeschichte* (wie Anm. 1), 90.

¹⁰ Kundrus, *Moderne Imperialisten* (wie Anm. 8), 76.

¹¹ Gustav Schmoller (Hg.), *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich*, Leipzig 1940, 18.

wollte hier nachweisen, wie Alfred von Tirpitz (1849-1930) es formulierte, „wozu Deutschland imstande wäre.“¹² In diesem Zuge manifestierte sich im kolonialen Alltag eine Politik der Differenz in einer Trennung der Lebenswelten. So wurden außerhalb des Stadtkerns neun kleine Ortschaften niedergedrückt und eingeebnet, um auf der Grundlage eines Bebauungsplans neue Wohnviertel errichten zu können. Das Stadtgebiet wurde neu aufgeteilt, der bessere Teil mit der höheren Lebensqualität dabei für die Europäer reserviert. Hygienische Erwägungen verbanden sich schnell mit sozialen Abgrenzungsbemühungen, da in den Europäervierteln westliche Standards von Belüftung und Hygiene zu Grunde gelegt wurden. Im Geschäftsviertel durften lediglich 60 Prozent der Bodenfläche bebaut werden, im Villenviertel gar nur 30 Prozent, bei Eckbebauung immerhin bis zu 40 Prozent.¹³ Die Straßen waren durchschnittlich 20 Meter, manche gar bis zu 25 Meter breit.¹⁴ In den Vierteln, die der chinesischen Bevölkerung zugedacht wurden, war dagegen eine viel dichtere Bebauung zulässig, erst recht in den an den Rand verlagerten Vierteln der Kulis, der aus dem Binnenland zugewanderten Lohnarbeiter, in denen die Straßen in der Regel lediglich sechs bis zehn Meter breit waren.¹⁵ Die entstehende architektonische und städteplanerische Struktur spiegelte dabei die angestrebte soziale Ordnung wider: Die für die chinesische Bevölkerung vorgesehenen Zonen legten sich als Peripherien konzentrisch um den europäischen Kern. Während die deutschen Behörden in den ländlichen Gebieten kaum eingriffen und die Verwaltung weitgehend den chinesischen Institutionen überließen, wurde die Stadt Tsingtau auf diesem Wege zum Modell für eine vollständig segregierte Gesellschaft.

Die von der Ordnung des Raumes vorgegebene rigide Trennung zwischen Deutschen und Chinesen wurde durch die eingeführte Rechtsordnung zudem gestärkt und gestützt. Für die Chinesen wurde daher ein besonderes „Eingeborenenrecht“ erlassen, bei dem fundamentale Grundrechte, welche für die Europäer in der Kolonie galten, außer Kraft gesetzt

waren.¹⁶ In der sogenannten „Chinesenordnung“ wurden darüber hinaus auch zahlreiche hygienische und sanitäre Maßnahmen genau festgelegt, so hatte etwa jeder über 10 Jahre alte Chinese den Anspruch auf Unterkunft, bei der „ein Luftraum von 8 cbm und 2 ½ qm Grundfläche“ vorgesehen war.¹⁷ Die Chinesenordnung war eine Ordnung des Raumes; sie beinhaltete aber zugleich ein minutiöses Zeitregime und ein Regime der Sichtbarkeit: „Zwischen 9 Uhr abends und Sonnenaufgang darf kein Chinese die Straße betreten, ohne eine brennende Laterne zu tragen oder sich vortragen zu lassen.“¹⁸ Doch wie verhielten sich die verschiedenen Kulturen in Anbetracht dieser Umstände zueinander? Das Ergebnis macht hellhörig und schärft die Sichtweise für die eingangs benannten Fragestellungen, da die chinesische Bevölkerung auf die repressiven Maßnahmen mit Anpassung, Ausweichen und Resistenz, bisweilen sogar mit unverhohlener Bewunderung reagierte.¹⁹ Für Sun Yatsen (1866-1925), dem Revolutionsführer und nach 1911 ersten provisorischen Präsidenten der Republik China, war Kiautschou ein Vorbild für eine Vision einer Modernisierung des Millionenstaates.²⁰

Auf einer ähnlichen Grundlage wurde seit 1891 die Entwicklung und Erweiterung von Daressalam in Deutsch-Ostafrika vorangetrieben.²¹ Bei der Neugestaltung wurde von vornherein auf eine Segregation nach kulturell-ethnischen Gesichtspunkten hingewirkt, wodurch die Viertel von Europäern, Einheimischen und gegebenenfalls Indern und Arabern getrennt werden sollten, während baurechtliche Auflagen für Belüftung und angemessene hygienische und sanitäre Verhältnisse zu sorgen hatten. Auch dort, wo formal die Segregation nicht ethnisch definiert war, führten Bauauflagen für bestimmte Viertel schon aus materiellen Gründen zum Ausschluss von Einheimischen. Dies betraf etwa die Vorschrift, Wohn- und Geschäftshäuser nur aus Stein und Ziegeln sowie mit Dachmaterial nach

¹² Alfred von Tirpitz, *Der Aufbau der deutschen Weltmacht*, Berlin 1924, 132.

¹³ Winfried Speitkamp *Deutsche Kolonialgeschichte*, Stuttgart 2005, 109.

¹⁴ Speitkamp, *Kolonialgeschichte* (wie Anm. 13), 110.

¹⁵ Speitkamp, *Kolonialgeschichte* (wie Anm. 13), 110.

¹⁶ Klaus Mühlhahn, *Herrschaft und Widerstand in der Musterkolonie Kiautschou. Interaktionen zwischen China und Deutschland 1897-1914*, München 2000, 83.

¹⁷ Mühlhahn, *Herrschaft und Widerstand* (wie Anm. 16), 85.

¹⁸ Mühlhahn, *Herrschaft und Widerstand* (wie Anm. 16), 89.

¹⁹ Mühlhahn, *Herrschaft und Widerstand* (wie Anm. 16), 102.

²⁰ Heinrich Herrfahrt, *Sun Yatsen. Der Vater des neuen Chinas*, Hamburg 1948, 49.

²¹ Dirk van Laak, *Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für die Erschließung Afrikas 1800 bis 1960*, Paderborn 2004, 213.

europäischem Modell zu errichten.²² Wo ältere Siedlungen bestanden, wurden sie im Zuge der planerischen Eingriffe nach europäischen Vorstellungen von Ordnung, Reinlichkeit und Gesundheit in der Stadt umgedeutet. So wurde im ostafrikanischen Tanga das durch unregelmäßige Anlage von Straßen und Lehmflechtwerkhäuser gekennzeichnete Ortsbild durch eine symmetrische Neuanlage ersetzt und die ursprünglich ansässige einheimische Bevölkerung aus der Innenstadt verdrängt. In einem Bericht aus dem Jahre 1900 heißt es dazu:

„Wer Tanga früher gekannt hat und es jetzt sieht, der staunt, was in so kurzer Zeit aus dieser Stadt geworden ist. War es früher ein winkeliges und schmutziger, dicht zusammengedrängter Haufen von halb-zerfallenen Neger- und Inderhütten mit wenigen festeren Araberhäuschen dazwischen, und ging man früher nur ungern hinein, weil es zu unangenehm roch, [...] so ist es unter der deutschen Regierung ganz anders geworden. Die alte Stadt ist völlig verschwunden, und ein ganz neues Tanga ist an ihre Stelle getreten.“²³

Allerdings darf in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden, dass trotz dieser Beispiele die großangelegten gesellschaftlichen Entwürfe häufig nur Programm blieben und in der kolonialen Praxis kaum buchstabengetreu zu realisieren waren.²⁴ Hinzu tritt, dass der Laborbegriff, wie er hier im Titel anklingt, eine spezifische Form von Rationalität und Moderne prägt. Bei genaueren Untersuchungen wird jedoch deutlich, dass die Kolonien vielmehr als nur eine Projektionsfläche ganz unterschiedlicher und vielfach auch konkurrierender Vorstellungen davon waren, in welche Richtung sich die moderne Gesellschaft entwickeln sollte.

Zum Einen konnten sich die Interventionen auf den Utopien einer planbaren, wissenschaftlich abgesicherten Gesellschaftsordnung stützen, wozu etwa die großangelegten Schutzimpfungen zählten, mit denen das deutsche Heer zu Beginn des Ersten Weltkrieges gegen Typhus immunisiert wurde – und die im Hererokrieg in Deutsch-Südwestafrika zwischen 1904 und 1907 erstmals erprobt worden waren.

²² Rainer Tetzlaff, *Koloniale Entwicklung und Ausbeutung. Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutsch-Ostafrikas 1885-1914*, Berlin 1970, 61.

²³ Jürgen Becher, *Daressalam, Tanga und Tabora. Stadtentwicklung in Tansania unter deutscher Kolonialherrschaft 1885-1914*, Stuttgart 1997, 87.

²⁴ Conrad, *Kolonialgeschichte* (wie Anm. 1), 95.

Dazu gehörten aber auch die größeren Vorhaben urbaner Umgestaltung, die an der kolonialen Peripherie ohne Rücksichtnahme auf die vorherrschenden lokalen Strukturen und Widerstände der Einheimischen sowie der Siedler umgesetzt wurden. Dies wirft natürlich die Frage auf, inwieweit die vor Ort lebenden indigenen Gesellschaften in dieses System überhaupt integrierbar erscheinen und dann auch tatsächlich integriert wurden, zumal im Sinne einer globalen Kolonialgeschichte die gesamteuropäische Perspektive im Auge behalten werden muss. Sicherlich waren die deutschen städteplanerischen Experimente für die europäische Diskussion um die Neuordnung der Urbanität weitaus weniger einflussreich als etwa die Neuordnung von Rabat und Casablanca in Marokko durch den französischen Marschall Hubert Lyautey (1854-1934), oder Le Corbusiers (1887-1965) Planungen für Algier, die eine Segregation der ethnischen Gruppen in der Altstadt vorsah, sowie seine Projekte im indischen Chandigarh nach dem Zweiten Weltkrieg, in denen er die Innenstadt zur „Stadt der langen Wege“ machte.²⁵ Aber auch die Maßnahmen in Tsingtau, Tanga und Daressalam standen ganz im Zeichen einer Vision der hygienischen, sanitären und verkehrstechnischen Ordnung, wie sie im Kaiserreich als ein Modell für die Zukunft angesehen wurde.²⁶

Auf der anderen Seite dieses Spektrums stand eine Vielzahl von Akteuren, welche die Kolonien nicht mit Gedanken von Novität und Fortschritt verbanden, sondern vielmehr mit Hierarchien und Verhaltensweisen, wie sie in den Metropolen inzwischen als überwunden galten. Als Beispiel lässt sich nicht auf Carl Peters (1856-1918) verzichten, der sein „Herrenmenschentum“ in Deutsch-Ostafrika ohne Rücksicht auf die einheimische Bevölkerung brutal auslebte und mit seinem gleichsam spätf feudalem Habitus sich den Beinamen „Hänge-Peters“ einhandelte. Dabei verband Peters mit den Kolonien die Möglichkeit, sich über die anonymen Massen der urbanen Zentren und der von Maschinen geprägten Arbeitswelt hinwegzuheben.

Weit verbreitet war zudem die Hoffnung auf ein Leben in der Gemeinschaft, wie sie die deutschen Siedler mit der vorindustriellen Gesellschaft in Ver-

²⁵ Klaus-Peter Gast, *Moderne Traditionen. Zeitgenössische Architektur in Indien*, Basel 2007, 119.

²⁶ Kudrus, *Moderne Imperialisten* (wie Anm. 8), 155.



bindung brachten: „Hier und dort ein junges Deutschland gründen“²⁷ gab kein geringerer als Richard Wagner (1813-1883) den Diskurs dafür vor. Dahinter standen jedoch nicht nur demografische Motive, sondern auch die in völkischen und nationalistischen Milieus populäre Vorstellung der Erneuerung des Deutschtums an der Peripherie: Deutschland sollte diesem Verständnis nach von den Konflikten einer modernen Industriegesellschaft befreit werden, um durch Überwindung sozialer, religiöser und regionaler Differenzen die Reichsgründung von 1871 und ihre Einheitsversprechen zu vollenden.²⁸ Diese Sichtweise war auch ein Reflex auf die zivilisationskritischen Stimmungen von bürgerlichen Kreisen in den Jahren zwischen Jahrhundertwende und Kriegsausbruch; in den Kolonien wollte man gerade jene Proletarisierung verhindern, welche zu Hause zur gesellschaftlichen Polarisierung und zum Aufstieg der Sozialdemokratie geführt hatte, frei von Materialismus, aber auch frei von jeglicher Parteienpolitik.²⁹ Zugleich gab es unter den Deutschen in den Kolonien bisweilen die Vorstellung, unter den Siedlern und vor allem bei ihrer Lobby in Deutschland, als Avantgarde einer regelrechten Erneuerung des Deutschtums zu fungieren: jenseits der sozialen und religiösen Konflikte fernab im Kaiserreich, häufig verbunden mit Utopien einer vorindustriellen, von manueller Arbeit geprägten Lebenswelt.

Wenn man davon ausgeht, dass die Wilhelminische Gesellschaft Züge einer modernen *comunitas* aufweist, so liegt es nahe nach dem Verhältnis von Kolonialherren und Kolonisierten zu fragen. Haben die deutschen Kolonisatoren neben der bereits beschriebenen Politik der Differenz weiterreichende Aspekte für die angestrebte „Modernisierung der Gesellschaft“ nach Übersee transformiert, und überhaupt drängt sich zwingend die Frage auf, *wer* in diesem Sinne „modernisiert“ werden sollte? Die Beantwortung dieser Fragekonstellation führt unabdingbar zur der These, dass die heimische Zivilisationskritik und überseeische Utopievorstellungen im Einklang zueinander standen. Dabei darf nicht außer Acht gelassen werden, dass koloniale Gesellschaften stets

Gesellschaften im Plural waren; einer breiten einheimischen Bevölkerung, die wiederum in sich sehr heterogen sein konnte, stand eine kleine Minderheit von Europäern gegenüber.³⁰ Die „Eingeborenen“, wie sie durch die Verordnung des Kaisers vom 9. November 1900 definiert wurden, erhielten nicht das deutsche Staatsbürgerschaftsrecht, sie galten nicht einmal als Reichsangehörige, sondern lediglich als Untertanen oder Schutzbefohlene des Reiches. Strategien der Differenz und der Annäherung gehörten dabei auf ambivalente Weise eng zusammen. So stand die Unterscheidung zwischen Kolonialherren und Einheimischen, die zunehmend in Begriffen der „Rasse“ ausgedrückt wurde, in einer prinzipiellen Spannung zur kulturmissionarischen Ideologie der „Hebung“, die dem kolonialen Projekt, wie zu zeigen gilt, seine Dynamik verlieh. Zugleich sahen sich die Kolonisatoren stets dem Verdacht der Anpassung an lokale Gegebenheiten ausgesetzt, des *going native*. In dieser Ambivalenz bestand das ideologische Paradox des deutschen Kolonialwesens und lohnt einer weiteren Vertiefung.

Dabei standen die Prinzipien der Segregation in einem grundsätzlichen Dilemma zur kolonialpolitischen Ideologie der kulturellen „Hebung“.³¹ Dies täuscht jedoch nicht darüber hinweg, dass die Zivilisationsmission den eigentlichen Kern des kolonialen Projekts darstellte. Ihr Anliegen wurde dementsprechend auch von den Kritikern der deutschen Politik, wie etwa der SPD, im Allgemeinen geteilt und trug dazu bei, dass breite Bevölkerungskreise in das koloniale Projekt integriert werden konnten.³² Nicht von ungefähr basierte die Mission auf der Überzeugung, an der Spitze einer universalen Fortschrittsbewegung zu stehen. Sie war daher auch ein Produkt der aufklärerischen Vorstellung vom innerweltlichen Prozess der Zivilisation; wissenschaftlich abgesichert durch die evolutionistischen Theorien und der Annahme einer Stufenleiter der Entwicklung. Ihr Anspruch bestand des Weiteren in dem Versprechen einer umfassenden gesellschaftlichen Höherentwicklung: der Vermittlung technischen Fortschritts, die Abschaffung despotischer Herrschaft, eine gesellschaftliche Ordnung, welche auf Emanzipation und Partizipation basierte, sowie

²⁷ Hier nach Horst Gründer, „Hier und dort ein junges Deutschland gründen“. Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, München 1999, 56.

²⁸ Hans-Christoph Schröder, Sozialismus und Imperialismus. Die Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit dem Imperialismusproblem und der „Weltpolitik“ vor 1914, Hannover 1968, 77.

²⁹ Schröder, Sozialismus und Imperialismus (wie Anm. 28), 94.

³⁰ Conrad, Kolonialgeschichte (wie Anm. 1), 62.

³¹ Klaus Bade, Imperialismus und Kolonialmission. Kaiserliches Deutschland und koloniales Imperium, Wiesbaden 1982, 160.

³² Schröder, Sozialismus und Imperialismus (wie Anm. 28), 142.

die Einführung „moderner“ kultureller Dispositionen.³³ Zugleich beinhaltete sie eine Absage an die heimischen religiösen Riten und andere „verderbliche“ Praktiken, die durch das Christentum und eine weltliche Bildung ersetzt werden sollten. Von Interesse ist auch das angewandte Programm zur „Hebung“, das eine Reihe von unterschiedlichen Eingriffen, die oft gegen Widerstand durchgesetzt werden mussten, vorsah: Die Alphabetisierung und Vermittlung deutscher „Kultur“ in den neu eingerichteten Schulen; die Einrichtung einer westlich-medizinischen Versorgung und die Aufrechterhaltung eines hygienischen Regimes; die allgegenwärtige „Erziehung durch Arbeit“, die häufig Formen der Ausbeutung legitimierte; oder die Etablierung westlicher Rechtsformen.³⁴ Dazu gehörte aber auch die Berufung auf zahlreiche „deutsche“ Sekundärtugenden, etwa der „Ehre“ und des „Respekts“, der „Tüchtigkeit“, „Ehrlichkeit“ und „Disziplin“, deren Vermittlung nötig erschien, um aus „faulen Eingeborenen“ selbstverantwortliche Individuen zu machen.³⁵ Die Zivilisierungsmission war folglich in vieler Hinsicht ein säkulares Unterfangen, das sich auf allgemeine Vorstellungen von einer „Modernisierung“ der Kolonien gründete. Wichtiger als die religiösen Aktivitäten waren jedoch die allgemeinen Bestrebungen der kulturellen „Hebung“: „Die Mission ist es, die unsere Kolonien geistig erobert und innerlich assimiliert“³⁶, wie es der katholische Missionswissenschaftler Joseph Schmidlin (1876-1944) formulierte. Die kulturelle Bekehrung ruhte dabei häufig auf einem heimischen konservativen Gesellschaftsbild, geprägt von den kleinbürgerlichen Trägerschichten der Missionen, das auf Familie und Dorfstrukturen, sowie auf vorindustrielle Verhältnisse setzte. So suchte der Betheler Pastor Friedrich von Bodelschwingh (1877-1946), der sich für die Evangelische Missionsgemeinschaft engagierte, in Deutsch-Ostafrika nach einem Betätigungsfeld, das noch „möglichst unbefleckt von der verdorbenen europäischen Kultur ist.“³⁷ Daraus wird ersichtlich, dass die Missionare zwar an der Entwicklungsfähigkeit der

Einheimischen festhielten, durch Missionarisierung und Bildung wollten sie jedoch keineswegs die indigenen Gesellschaften an die europäische Zivilisation heranführen, sondern sie davor bewahren.³⁸ Fleiß, Zeitdisziplin und Arbeitsethos standen dabei so hoch im Kurs, dass sogar der Vorschlag unterbreitet wurde, „die Bekehrung zum Christentum als den eigentlichen Selbstzweck der Mission wenigstens vorläufig aufzugeben und durch Erziehung zur Arbeit zu ersetzen.“³⁹

Am Beispiel des Schulwesens, das zum größten Teil von den Missionen geleitet wurde, lässt sich die Spannung zwischen Assimilation und Differenz, zwischen „Hebung“ und Wahrung von prinzipiellen Unterschieden gut illustrieren. Westliche Bildung sollte mit den Prinzipien der europäisch-christlichen Zivilisation vertraut machen, zugleich wurde das Schulwesen allerdings auf ein niedriges Niveau beschränkt.⁴⁰ Das heißt jedoch nicht, dass das Kaiserreich keine Ressourcen bereitstellte. So wurde Kindern von Sklaven beispielsweise der Zugang zu Bildung und damit zum sozialen Aufstieg durchaus ermöglicht. Auch viele Mitglieder der nationalen Eliten, die später ihre Länder in die Unabhängigkeit führten, hatten die Missionsschulen durchlaufen. Emanzipation war durchaus beabsichtigt, aber eine Gleichstellung war nicht intendiert: perfekte „Eingeborene“, nicht jedoch schwarze Europäer waren das Ziel der Zivilisierungsmission. Stellvertretend für diese Ambivalenz seien die Vorschläge erwähnt, mit denen in den überseeischen Gebieten ein spezifisches „Kolonialdeutsch“ entwickelt werden sollte. In der Praxis haben sie kaum eine Rolle gespielt, sie spiegeln jedoch die Mechanismen der kulturellen Interaktion sehr gut wider. Ausgangspunkt war das Ziel, eine die Sprachgrenzen übergreifende Kommunikation mit den Bevölkerungen in allen Kolonien zu ermöglichen. Vorgesehen wurde hierfür ein reduziertes Grundvokabular, um sicherzustellen, dass der Kolonisierte „in denkbar kürzester Frist seine Obliegenheiten als brauchbarer Träger, Arbeiter oder Diener und dergleichen erfüllen kann.“⁴¹ Der Basiswortschatz sollte lediglich 150 Wörter umfassen, darunter Begriffe wie *Arbeit*, *Geld*, *Gott* und *Kaiser*,

³³ Jürgen Osterhammel, *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871-1914*, Göttingen 2004, 152.

³⁴ Bade, *Imperialismus und Kolonialmission* (wie Anm. 31), 154.

³⁵ Bade, *Imperialismus und Kolonialmission* (wie Anm. 31), 155.

³⁶ Joseph Schmidlin, *Die Katholischen Missionen von der Völkerwanderung bis zur Gegenwart*, Berlin 1925, 26.

³⁷ Hier nach Friedrich Wilhelm Bautz, *Friedrich von Bodelschwingh*, Berlin 1978, 94.

³⁸ Speitkamp, *Kolonialgeschichte* (wie Anm. 13), 92.

³⁹ Schmidlin, *Katholische Missionen* (wie Anm. 36), 105.

⁴⁰ Horst Gründer, *Christliche Mission und deutscher Imperialismus 1884-1914*, Paderborn 1982, 82.

⁴¹ Bade, *Imperialismus und Kolonialmission* (wie Anm. 31), 187.

sowie die Zahlen von eins bis zwölf. Abstrakte Begriffe waren dagegen nicht vorgesehen. Etwas europäische Sprache und Kultur war gut, aber zu viel davon könnte, so bekannte der Leipziger Missionsdirektor Karl von Schwartz, „leicht verhängnisvolle Folgen haben“.⁴² Symbolischer Ausdruck der Sorge vor zu viel Assimilation waren die Karikaturen der sogenannten „Hosen neger“, welche die Idee eines gebildeten, bürgerlichen Afrikaners der Lächerlichkeit preisgaben. Die Grenze zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten sollte daher stets markiert bleiben.

Die Furcht vor der Assimilation der Einheimischen korrespondierte mit der Sorge vor der sogenannten „Verkafferung“ der Weißen durch die Anpassung an lokale Bräuche und Sitten. Die amerikanische Historikerin Ann Laura Stoler hat in ihren Arbeiten zur niederländischen Herrschaft in Südostasien diese Angst vor der Nicht-Identifizierbarkeit und vor der Abwesenheit klarer Grenzlinien beschrieben und als typisches Kennzeichen kolonialer Gesellschaften herausgearbeitet.⁴³ Untersuchungen von deutschsprachigen Historikern und Kulturwissenschaftlern haben dabei ergeben, dass sich die Situation in den deutschen Kolonien ähnlich gestaltete.

„Der deutsche Volkscharakter ist an sich schon sehr rezeptiv für Fremdkörper, eine Veranlagung, die im Schutzgebiet sich recht schnell und umfangreich entwickelt. Es sind Fälle nicht selten, in denen Deutsche im Schutzgebiet direkt verkaffern“⁴⁴, wie die Hamburger Nachrichten im Jahre 1908 berichteten. „Und wenn manche Deutsche, geschützt durch eine gute Bildung, sich ihr Deutschtum dem inneren Wesen nach auch rein halten, in der äußeren Form und Betätigung sündigen sie alle.“⁴⁵

Daraus ableitend waren es zwei Aspekte, die in diesem Zusammenhang bereits unter den Zeitgenossen diskutiert wurden.

Das wichtigste Feld der Auseinandersetzung war die sogenannte „Mischehendebatte“.⁴⁶ 1905 wurde in Deutsch-Südwestafrika auf dem Verwaltungsweg die Eheschließung zwischen deutschen Männern und einheimischen Frauen (umgekehrte Fälle kamen kaum vor) verboten und sogar rückwirkend annulliert. Sexuelle Beziehungen zu einheimischen Frauen

wurden auch in den anderen Kolonialreichen stigmatisiert, aber ein juristisches Verbot war im Zeitalter des Hochimperialismus etwas Singuläres. Die Regelung hatte rechtliche Konsequenzen, die selbst heute noch Diskussionsbedarf in sich bergen, denn sie sprach den Frauen das Recht auf die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Zudem verloren die Männer ihr kommunales Wahlrecht, die betroffenen Siedler protestierten daher heftig. Der Farmer Carl Becker beispielsweise erhob Einspruch und wies darauf hin, dass seine Frau „fast weiss ist [...] und sich in sittlicher und intellektueller Beziehung getrost mit jeder reinweissen Frau im Schutzgebiet messen kann.“⁴⁷ Die Angst vor der Entstehung einer „Mischrasse“ war daher auch Ausdruck einer Furcht vor unklaren Verhältnissen. Sie wurde durch das Menetekel einer kreolischen und wenig loyalen Bevölkerung verstärkt: „In nicht wenigen Aufständen“, warnten zeitgenössische Beobachter, „zeigt die Kolonialgeschichte sie als die geborenen Führer der Eingeborenenmassen.“⁴⁸ Hielt man es am Anfang der Kolonialherrschaft noch für möglich, dass sich die Kolonisierten durch Assimilation aus ihrem – selbstverständlich vorausgesetzten – minderwertigen Kulturstatus heraus entwickeln könnten, so galten seit der Jahrhundertwende „Mischlinge“ mehr und mehr als Gefahr für die zunehmend rassistisch definierte deutsche Nation. Diese Vorstellung wurde besonders von völkischen und alldutschen Kreisen propagiert, sie war aber in gewisser Hinsicht auch in den kolonialreformerischen Plänen angelegt, die mit dem Schutz „eingeborener“ Kulturen zugleich Separation von „Weißen“ und „Farbigen“ anstreben mussten. Den Kolonialreformern kam es dabei darauf an, Afrikaner oder Südseebewohner als solche zu erhalten; der Topos vom im Anzug verkleideten, verwestlichten, seiner angestammten Natur entfremdeten, zur Karikatur degenerierten und zugleich überheblich gewordenen Wilden durchzog auch die paternalistisch-humanistische Kolonialdiskussion der Spätzeit. Wissenschaftlich gestützt wurde sie durch die Annahmen des französischen Botanikers und Evolutionsbiologen Jean Baptiste Lamarck (1744-1829) über die Vererbbarkeit erworbener Merkmale, die nahelegte, dass „Verkafferung“ den dauerhaften Niedergang des Volkes mit sich bringen

⁴² Bade, Imperialismus und Kolonialmission (wie Anm. 31), 188.

⁴³ Ann Laura Stoler, Imperial formations, Santa Fe 2007, 57.

⁴⁴ Conrad, Kolonialgeschichte (wie Anm. 1), 72.

⁴⁵ Conrad, Kolonialgeschichte (wie Anm. 1), 72.

⁴⁶ Conrad, Kolonialgeschichte (wie Anm. 1), 73.

⁴⁷ Frank Becker, Rassenmischehen, Mischlinge, Rassentrennung. Zur Politik der Rasse im deutschen Kolonialreich, Stuttgart 2004, 37.

⁴⁸ Becker, Rassenmischehen (wie Anm. 47), 45.

würde.⁴⁹ Die Lamarcksche Seite des eugenischen Denkens war dabei ein zentrales Element des kolonialen Diskurses und verknüpfte den Topos der Degeneration der Rasse mit der Sorge vor einer sexuellen Transmission kultureller Makel und Fehlentwicklungen. Nicht zuletzt deshalb hoffte man in Berliner Kreisen, mit der Entsendung deutscher Frauen in die Kolonien die mehrheitlich männliche Kolonialgesellschaft vor dem *going native* bewahren zu können. Zwar brach die Debatte um interkulturelle Begegnungen und rassische Trennung während des Ersten Weltkrieges ab, doch der Rückgriff der Alliierten auf ihre Kolonialsoldaten für den Kampf in Europa, sowie deren Einsatz als Besatzungstruppen im Deutschland der 1920er Jahre, der als besonders demütigend verstanden wurde, zeigten der Gesellschaft unmissverständlich die Nachwirkungen des kolonialen Erbens auf.

Sexualität war zwar zweifelsohne das wichtigste Feld, auf dem in den Kolonien die Frage von Zugehörigkeit und Ausschluss verhandelt wurde. Doch gab es auch andere Phänomene, die den Argwohn völkischer Kommentatoren auf sich zogen. Dazu gehörte die Strategie, auf die Insignien lokaler Potentanten zurückzugreifen um auf diese Weise der eigenen Herrschaft eine zusätzliche Legitimität zu verschaffen, sowie diese Praxis darüber hinaus von der Sehnsucht einer verkannten Welt zeugt. Auch deutsche Gouverneure haben sich dieser Mittel bedient, wie etwa Wilhelm Solf (1862-1936) auf Samoa. Er propagierte dabei eine Kolonialherrschaft *fa'a Samoa*, nach samoanischen Brauch und inszenierte sich als einheimischer König. Solf verwendete samoanische Begriffe und gab seinen Kindern regionstypische Namen. Durch die enge Vertrautheit mit der lokalen Gesellschaft konnten Leute wie Solf zugleich Distinktion von anderen deutschen Gruppen erhoffen, in erster Linie den Siedlern und den aristokratischen Eliten im Auswärtigen Amt. Ähnliches lässt sich etwa von dem streng nationalistischen Missionar Johann Baptist Anzer (1851-1903) sagen, der sich in der Öffentlichkeit gerne als Hybrid eines chinesischen Mandarins und eines katholischen Bischofs präsentierte. In vielen Fällen war das *crossdressing* nur zum Teil strategischer Natur und verriet vielmehr die bereits angesprochene Sehnsucht nach

imaginärer Identifikation mit einer anderen Kultur. Der bekannteste deutsche Fall hierfür war der geografische Pionier Gerhard Rohlfs (1831-1896), der sich in den 1860er Jahren als Muslim unter dem Namen Emin Pascha in den osmanischen Dienst stellte, seinen Namen wechselte und zum Islam übertrat. Wie wenig diese Faszination über die Jahre verlor wird auch dadurch deutlich, dass kein geringerer als Wilhelm II. (1859-1941) während seiner Orientreisen sich gerne als Pascha kostümierte und damit auch den informellen Herrschaftsanspruch des Deutschen Reiches im Vorderen Orient demonstrierte.

Ein umkämpftes Feld der Traditionswahrung war zudem die Geschlechterbeziehung. Auf den Frauenkolonialschulen, die erste entstand 1908 in Witzenhausen und sollte die auswanderungswilligen Frauen auf ihre Zeit in den Kolonien vorbereiten, wurden dienende Unterordnung, Fügsamkeit und Beschränkung auf die häusliche Sphäre als unabdingbare Werte und Normen vermittelt: „Die Frau versorgt das Hauswesen, schafft dem Mann ein Heim, in dem er von den Mühen und Sorgen der Arbeit ausruhen und sich erholen kann.“⁵⁰ Und Gräfin Zech, die Leiterin der Kolonialschule hielt indes fest:

„In echter Weiblichkeit soll sie (die Frau, Anm. d.V.) dem neuen Deutschland über dem Meere den Stempel ihrer Wesensart aufdrücken. [...] Sie soll sein, beseelt vom Geiste echten Christentums, die Hohepriesterin deutscher Zucht und Sitte, die Trägerin deutscher Kultur, ein Segen dem fernen Lande“.⁵¹

In den deutschen Kolonien sollte, so jedenfalls das von den Kolonialschulen verbreitete Selbstbild, die patriarchalische Ordnung noch Bestand haben. Die deutschen Siedlungen wurden somit in nationalistischen Kreisen als ein Hort einer traditionellen Geschlechterordnung dargestellt, und dies noch zu einem Zeitpunkt, als die Frauenbewegung unter Clara Zetkin (1857-1933) und anderen, sowie die Debatten über Frauenbildung und –wahlrecht diese Ordnung auch in Deutschland bereits zu unterminieren begonnen hatten.

Zwar liegt es nahe, diese Vorstellungen mit Rückschrittlichkeit und Vormodernität zu verbinden. Sie

⁴⁹ Wolfgang Lefèvre, Jean Baptiste Lamarck. In: Ilse Jahn, Michael Schmitt (Hg.), Darwin & Co. Eine Geschichte der Biologie in Portraits, München 2001, 180.

⁵⁰ Mechthild Rommel/Hulda Rautenberg, Die kolonialen Frauenschulen von 1908-1945, Gesamthochschule Kassel, Fachbereich Internationale Agrarwirtschaft in Witzenhausen 1983, 35.

⁵¹ Kudrus, Moderne Imperialisten (wie Anm. 26), 37.

waren jedoch häufig getragen von der Vision einer alternativen Ordnung moderner Gesellschaften. Die Diaspora-Situation sollte dabei eine ähnliche Funktion übernehmen, wie sie der amerikanische Historiker Frederic Jackson Turner (1861-1932) in seinem berühmten Vortrag von 1893 der *frontier* zugeschrieben hatte. Nach Turners Auffassung legten die Immigranten an der als Zivilisationsgrenze verstandenen *frontier* ihre „europäischen“ Eigenschaften, wie zum Beispiel das hierarchische Denken, die soziale Schichtung und die Dekadenz, ab und wurden zu gleichen und freien Menschen.⁵² Auch die deutschen Kolonien standen für eine derartige Utopie, in der Gesellschaft noch ganz auf die Gemeinschaft ausgerichtet war. Hier, so hieß es, „verschwinden die Klassenunterschiede [...] und es findet so manches sociale Problem ganz von selbst seine Lösung.“⁵³ Wie daraus ersichtlich wird, galten nicht wenigen deutschen Nationalisten und Sozialreformern die Kolonien als privilegierte Orte, an denen die Nation unter den Bedingungen der globalen Mobilität transformiert werden konnte. Die Reichweite dieser Projektionen wurde darüber hinaus noch dadurch gesteigert, als dass sie vermehrt mit der Lebensreform-Bewegung in Deutschland in enger Verbindung standen. Die im Kaiserreich weitverbreitete Zivilisationskritik schwärmte von den „glücklichen Naturkindern“ auf Samoa in all „ihrer Unbefangenheit“. Die „edlen Wilden“ galten hierbei sogar als Vorbilder für die als „dekadent beurteilten Europäer“.⁵⁴ So rühmte Elisabeth Krämer-Bannow (1874-1945) in dem von Ferdinand Avenarius (1856-1923) herausgegebenen *Kunstwart*, dem wichtigsten Organ der bürgerlichen Kulturreformbewegung, die hohe Kultur der Südsee-Völker, die Qualität ihres Kunsthandwerks, ihre Bauten und Kleider:

„Wir Kulturmenschen haben verlernt, die Hilfsmittel der Natur zu benutzen, der zivilisationsfremde Eingeborene vermag sich mit ihren Gaben zu kleiden und Unterkunft zu schaffen. [...] Es gilt die Völker äußerlich in ihrer Eigenart zu erhalten oder gar zu ihr zurückzuführen.“⁵⁵

Die Idealisierung des unverfälschten Lebens im Einklang mit der Natur und die Hoffnung auf einen Weg zurück spiegelten zwar die idealistischen Miss-

verständnisse der europäischen Zivilisationskritik. Sie belegen aber, dass neben alldeutscher und völkischer imperialistischer Agitation auch Konzepte einer paternalistischen Kolonialpolitik einflussreich blieben. Vertreter der Kulturreform- und Heimatschutzbewegung, aber auch der Theosophie erhofften sich Anregungen aus dem Pazifik, aus Indien oder aus Afrika. Ein Beispiel hierfür war der bürgerliche Wortführer der Lebensreformbewegung Hans Paasche (1881-1920), der als Offizier am Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika teilgenommen hatte. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Pazifisten und verfasste fiktive Briefe aus der Perspektive eines afrikanischen „Häuptlings“, der anlässlich eines Deutschlandbesuchs seine Zivilisationskritik äußerte. Der Briefroman stieß selbst nach seinem Tode in der Weimarer Republik auf großes Interesse, nachdem Paasche für eine Rückkehr zur Natur, die er mit einem Idealbild von Afrika legitimierte, plädiert hatte.⁵⁶ Ein ganz anderes Beispiel war die von Wilhelm Schrameier (1859-1926) ausgearbeitete Bodenverordnung für Kiautschou, welche an die Ziele der Bodenreformbewegung des Pädagogen Adolph Damaschke (1865-1935) anknüpfte, dessen Vorstellungen sie erstmals umsetzte. Auch hier erschien die Kolonie als eine Art Labor, in dem Vorstellungen von der idealen Gesellschaft ausprobiert wurden.

Zwischen Zivilisationskritik und Aufbruchsstimmung. Rückwirkungen aus Übersee

Rückwirkungen aus den Kolonien hat es für das Deutsche Reich demzufolge sicherlich gegeben, wengleich sie auch geringer ausfielen als in Frankreich oder Großbritannien. Die Ansätze der *postcolonial studies* haben jedoch darauf aufmerksam gemacht, bei diesem Befund nicht stehen zu bleiben.⁵⁷ So ist die Frage nach den Rückwirkungen in ihrem Kern einer Logik verpflichtet, die von den eingangs beschriebenen getrennten Sphären ausgeht, nämlich der klaren Grenzen zwischen Kolonie und Mutterland. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts lässt sich jedoch beobachten, dass eine Vielzahl von sozialen Akteuren vor dem Hintergrund eines globalen Bewusstseins agierte, das es ihnen ermöglichte, lokale und nationale Anliegen mit kolonialen oder gar globalen Kontexten in Verbindung zu bringen. In

⁵² Frederic Jackson Turner, *The Significance of the Frontier in American History*, New York 1893, 46.

⁵³ Speitkamp, *Kolonialgeschichte* (wie Anm. 13), 108.

⁵⁴ Speitkamp, *Kolonialgeschichte* (wie Anm. 13), 141.

⁵⁵ Elisabeth Kramer-Bannow, *Heimatschutz in die deutschen Kolonien!* In: *Kunstwart* 26. 1913, 17.

⁵⁶ Hans Paasche, *Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland*, Bremen 1912.

⁵⁷ Mar Castro Varela, *Postkoloniale Theorie* (wie Anm. 7), 167.

dieser Hinsicht ist es daher nicht ausreichend danach zu fragen, ob und wie die Kolonien den Lauf der deutschen Geschichte verändert haben. Die *postcolonial studies* haben gezeigt, dass die Transformation der deutschen Gesellschaft in einem Kontext stattfand, in dem Akteure zunehmend in einem imperialen und globalen Referenzrahmen dachten und agierten.

Ein gutes Beispiel für diese Zusammenhänge war wiederum die Zivilisierungsmission, welche sich am Ende des 19. Jahrhunderts nicht nur auf die Kolonien richtete, sondern auch auf unterprivilegierte Gruppen im Innern ausgerichtet war. Im Kaiserreich wurden Arbeitslose und „Vagabunden“, Landstreicher und „Arbeitsscheue“ zum Gegenstand einer Sozialpädagogik, deren Rhetorik sich von der Kulturmission in Übersee nur wenig unterschied.⁵⁸ „Fremde“ und „Wilde“, das waren folglich die Termini, die Landstreicher in Deutschland und „Eingeborene“ in Afrika gleichermaßen bezeichnete.⁵⁹ Üblich war es auch, in ihnen „Kinder“ zu erkennen, die des fürsorglichen Schutzes bedurften. Über die Ähnlichkeiten der Rhetorik hinaus gab es direkte Zusammenhänge zwischen den beiden bürgerlichen Projekten der „Hebung“, die sich gegenseitig beeinflussten. Friedrich von Bodelschwingh beispielsweise richtete im Kaiserreich zahlreiche „Arbeitskolonien“ ein, in denen gesellschaftliche Randgruppen an ein Leben mit Arbeit gewöhnt werden sollten. Zugleich leitete er seit 1890 die Evangelische Missionsgesellschaft, die in Deutsch-Ostafrika Stationen gründete, um dort Afrikaner zu Arbeit und Christentum zu „erziehen“. „Innere und Äußere Mission lassen sich nicht trennen“, versicherte Bodelschwingh.⁶⁰ Seine Vorstellung, die diakonische Arbeit solle für „Licht im Dunkeln“, damit war sowohl das „Dunkel der Großstadt“ gemeint, wie auch der „dunkle Erdteil“ Afrika, verriet bereits das imperiale Bewusstsein, das diesen philanthropischen Aktivitäten zu Grunde lag.

Auch die Radikalisierung des deutschen Nationalismus seit den 1890er Jahren lässt sich leichter erklären, wenn sie im Zusammenhang mit der kolonialen Erfahrung betrachtet wird.⁶¹ Seit der Jahrhundertwende war der Nationalismus in Deutschland zunehmend durch die ethnischen Kategorien

und sozialhygienischen bzw. eugenischen Praktiken und die damit einhergehende Verschiebung nationaler Feindbilder bestimmt. Diese Überformung nationaler Selbstverständlichkeit durch den Rassediskurs hat die Forschung lange Zeit vor allem im Zusammenhang mit dem Antisemitismus interpretiert. Zur gleichen Zeit waren jedoch, wie gezeigt wurde, das Denken in den Kategorien der Rasse und die Praxis ethnischer Segregation in den Kolonien längst gängige Praxis. Nicht umsonst spielten in den Verhandlungen im Reichstag über das Staatsangehörigkeitsgesetz von 1913, in denen über die Möglichkeit der Verankerung rassischer Kriterien gestritten wurde, die Präzedenzfälle in den Kolonien wie etwa dem erläuterten Verbot von „Mischehen“ eine zentrale Rolle. Die Diskussion über Zugehörigkeit und Exklusion sowie die Modifikationen der Vorstellung vom „Deutschsein“ waren eingebunden in die koloniale Weltordnung. „Das Deutschtum im Ausland“, proklamierte dazu passenderweise der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika Eduard von Liebert (1850-1934), „ist unsere wichtigste Kolonie“.⁶² Das Konzept des „Lebensraums“, das auf den Karlsruher Geografen Friedrich Ratzel (1844-1904) zurückgeht und bekanntlich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein von Bedeutung blieb, war ein weiteres Beispiel für die breite geopolitische Einbettung des nationalen Diskurses.

Rechtliche Fixierung erfuhren diese Verschiebungen beispielsweise durch die Änderung des Staatsangehörigkeitsrechts von 1913. Anders als noch im Gesetz von 1870 erlosch das Recht auf deutsche Staatsbürgerschaft fortan nicht mehr nach zehn Jahren der Abwesenheit aus dem Mutterland, sondern ließ sich sogar auf Nachkommen übertragen.⁶³ Diese Bestimmung war freilich eine Reaktion auf die veränderten Bedingungen globaler Migration: Im 19. Jahrhundert hatte die überwiegende Mehrheit der deutschen Auswanderer das Reich endgültig verlassen und war dadurch dem „Volkskörper“ verlorengegangen. Der Erwerb von Kolonien war nicht zuletzt von diesem Missstand motiviert worden: Den Auswanderungswilligen sollte die Möglichkeit geboten werden, ihr Glück „in der Fremde“ zu suchen, ohne zugleich der deutschen Nation abhanden zu

⁵⁸ Becker, Rassenmischehen (wie Anm. 47), 144.

⁵⁹ Becker, Rassenmischehen (wie Anm. 47), 144.

⁶⁰ Bautz, Bodelschwingh (wie Anm. 37), 109.

⁶¹ Conrad, Kolonialgeschichte (wie Anm. 1), 95.

⁶² Eduard von Liebert, Aus einem bewegten Leben. Erinnerungen, Berlin 1925, 43.

⁶³ Ulrich Eisenhardt, Deutsche Rechtsgeschichte, München 2008, 183.

kommen.⁶⁴ Die Anzahl deutscher Siedler in den Kolonien blieb zwar hinter den Erwartungen zurück – in der einzigen Siedlungskolonie Deutsch-Südwestafrika lebten 1912 nicht mehr als 12000 Deutsche, während im selben Jahr über 150000 in die USA auswanderten⁶⁵ – angesichts der politischen Unterstützung für die kolonialen Siedlungsvorhaben musste jedoch gewährleistet sein, dass der patriotische Kolonist den langjährigen Aufenthalt in „Neu-Deutschland“ nicht mit dem Verlust der Staatsangehörigkeit bezahlte. Die Modifizierung der „Haltbarkeit“ der Staatsangehörigkeit war insofern eine direkte Folge der deutschen Kolonialgeschichte. Dabei handelte es sich nicht lediglich um juristische Kosmetik, die angesichts des baldigen Endes des deutschen Kolonialreiches bedeutungslos blieb, sondern um eine wichtige Dimension gesellschaftlichen Selbstverständnisses. Spätestens die hohe Zahl von „Aussiedlern“, die als Folge dieser Bestimmungen in den 1990er Jahren vor allem aus Russland in die Bundesrepublik „zurückkehrten“, demonstrierte die anhaltende gesellschaftliche Relevanz dieser gesetzlichen Regelung und, in allgemeiner Form, der Bedeutung des kolonialen Vermächtnisses in der deutschen Geschichte.

⁶⁴ Speitkamp, Kolonialgeschichte (wie Anm. 13), 18.

⁶⁵ Conrad, Kolonialgeschichte (wie Anm. 1), 21.